

Gezeichnete Zeit

Text / Fotos / Zeichnungen / Karte: Jens Hübner

Einmal um die Welt in zwei Jahren – dabei legte der Berliner Jens Hübner nicht nur 25.000 Kilometer per Rad zurück, sondern schuf auch über hundert Zeichnungen und füllte Reisetagebücher mit Erlebnissen aus 42 Ländern auf fünf Kontinenten. Durch das Reisen per Fahrrad und das Verarbeiten seiner Eindrücke in Zeichnungen entwickelte sich ein völlig neues Empfinden der zeitlichen Dimension. Erlebtes und Empfundenes notierte Hübner als Text, Skizze oder Collage, bevor es zu Reiseberichten und Aquarellen verarbeitet wurde. Für RADtouren hat er die spannendsten Seiten seiner Notizbücher noch einmal aufgeschlagen.

Infos zur Weltreise mit Malkasten

Fahrrad

Da die Ersatzteilversorgung bis auf wenige Regionen in der Welt schwierig ist und die Zustände der Straßen schlecht, ist ein robustes Reiserad mit 26 Zoll-Laufrädern, wartungsarmer Nabenschaltung und Federung die richtige Wahl für eine Weltumrundung. Nach 25.000 km und täglicher Beanspruchung waren nach meiner Rückkehr nur noch der Rahmen, die Gabel und der Lenker Originalteile. Alles andere wurde nach und nach in Afrika, Asien, Australien oder Amerika ausgetauscht. Oft musste ich improvisieren.

Ausrüstung

Auch als Alleinreisender ist ein Zweipersonen-Kuppelzelt zu empfehlen, da die Luft besser als im Tunnelzelt zirkulieren kann – was in den Tropen einen großen Unterschied macht. Wegen der Unempfindlichkeit gegenüber Dornen verwendete ich eine einfache geschäumte Isomatte unter dem Schlafsack, wenn ich am Rande der Piste zeltete. In Großstädten schlief ich in Herbergen, Hotels oder wurde von Privatpersonen eingeladen.

Ein Benzinkocher hat sich sehr bewährt. Ersatzteile ließ ich mir zu den Hauptpostämtern schicken oder von Besuchern mitbringen. So konnte ich an jedem beliebigen Platz mit Wasser, einer Packung Spaghetti, Salz, Zucker und Milchpulver campieren.

Der entscheidende Vorteil des Malens mit Wasserfarben ist das wenige benötigte Material, besonders im Vergleich zur Fotoausrüstung. Marderhaarpinsel und Farben hatte ich von Deutschland aus mitgenommen. Aquarellkarton ließ ich mir zuschicken oder kaufte ihn bei Gelegenheit unterwegs.

Orientierung

Landkarten und Streckeninformationen besorgte ich mir vor Ort oder ließ sie mir an Hauptpostämtern nachschicken. Die Berliner Landkartenhandlung SCHROPP verschickt Kartenmaterial weltweit (www.schropp.de).

Visa

Mit einem Visum für Syrien und zwei Pässen startete ich. Danach besorgte ich mir alle weiteren Visa unterwegs bei den jeweiligen Botschaften. In Internetcafés recherchierte ich die Einreisebestimmungen auf den Seiten des Auswärtigen Amtes.

Transport

Flüge und Schiffspassagen organisierte ich vor Ort, um flexibel in der Streckenführung zu bleiben. In der Regel sind zwei Gepäckstücke à 22 Kilo im Flugticket enthalten. So wurde das verpackte Fahrrad (ca. 18 kg) zum ersten Gepäckstück. Mittels Klebeband verschnürte ich fünf Fahrradtaschen in der Zeltunterlage zum zweiten (ca. 22 kg). Die



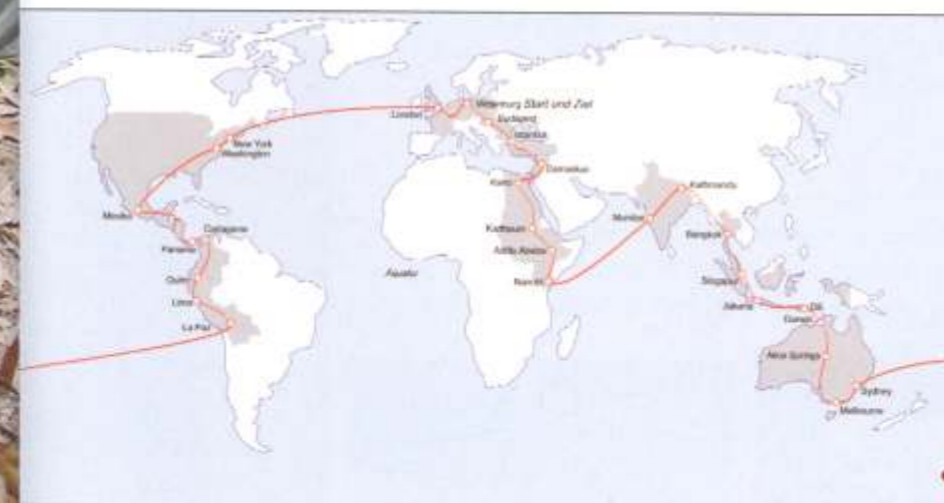
Der Autor

Der in Berlin lebende Künstler und Designer Jens Hübner ist in Mecklenburg geboren und aufgewachsen. Nach seinem Studium in Nordamerika und Deutschland war er zehn Jahre lang Mitinhaber einer Designagentur. Das Zeichnen und Aquarellieren auf Reisen vermittelt er als Dozent und Reiseleiter in verschiedenen Kursen und Workshops. In zahlreichen Ausstellungen in Deutschland, aber auch in Indien, Ost-Timor und Äthiopien wurden seine Arbeiten präsentiert. Eine Auswahl der Reiseaquarelle seiner Weltumrundung ist als Postkartenset erhältlich. www.jenshuebner.de

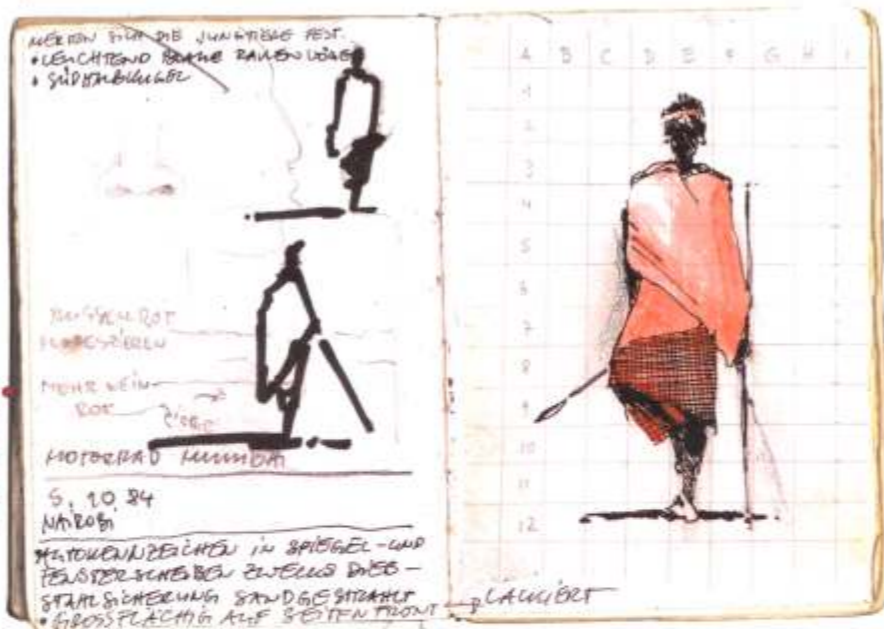
sechste Tasche wurde Handgepäck. In Australien kaufte ich mir aus Kostengründen ein „Around the World Ticket“ für die letzten Ozeanüberquerungen.

Gesundheit

Ich hatte eine Auslandskrankenversicherung abgeschlossen, brauchte diese jedoch nicht in Anspruch zu nehmen. Die medizinische Versorgung ist mit Ausnahme Australiens, der USA und Westeuropas sehr preiswert.



●●● Immer Richtung Osten radelte ich meist im Tropengürtel, bis ich wieder am Start ankam.



Kenia: Massaikrieger begegneten mir täglich im afrikanischen Busch.

Arabien – Angekommen in der Ferne

Mit dem Sommer gen Süden zu ziehen, um dann in der Trockenzeit in Afrika zu sein, war ein entscheidender Grund für mich, im Juli von Deutschland aus meine Reise um die Erde zu starten. Nach den ersten Monaten des Unterwegsseins hatte ich mich daran gewöhnt, keinen Schlüsselbund mehr zu besitzen, Briefe per Codewort aus dem Internet zu holen und die nächtliche Ruhe vor unliebsamen Zwei- und Vierbeinern durch einen geeigneten Lagerplatz und Selbstvertrauen zu sichern. Als die Landschaft des Eurolandes mit den vertrauten Einkaufszentren von Lidl, Norma und OBI hinter mir lag, war ich durch das tägliche Radfahren körperlich und seelisch so gestärkt, dass ich die alle Herausforderungen gerne annahm.

In einer syrischen Großstadt stürzten wieder einmal tausend neue Eindrücke auf mich ein: ohrenbetäubender Lärm des chaotischen Autoverkehrs, vermischt mit dem Sprechgesang aus den Lautsprechern der Moscheen, schreiende Händler, die Hammelhälften neben gebrauchten Wasserpumpen anpriesen, in knöchellange Gewänder gehüllte Männer, die kontinuierlich die Perlen ihrer Gebetsketten durch die Hände rin-

nen ließen. All das zauberte mir ein Schmunzeln ins Gesicht, denn mir wurde plötzlich klar, dass ich aus eigener Körperkraft im Orient angekommen war.

Bewusst wählte ich nun Nebenstrecken, orientierte mich in der vegetationsarmen Landschaft nicht an Landkarten, sondern mit Hilfe des Kompasses, der mir, oft über staubige Sandwege, immer weiter die Richtung zum Suezkanal nach Süden wies. An den Randzonen der Wüsten folgte ich Einladungen von Beduinen. Ihre verschleierte Frauen bewirteten mich mit Fladenbrot und süßem Tee. Ich genoss es aber auch, mein Zelt in der endlosen Weite der Wüste aufzubauen, um nach Einbruch der Dunkelheit stundenlang die Sterne betrachten zu können. Die Luft war so klar, dass ich Satelliten beobachten konnte, die ihre Bahnen über das Firmament zogen. Sternbilder wanderten ganz langsam über den grünlich schimmernden Himmel. Irgendwann hörte ich auf, mir etwas Spezielles zu wünschen, wenn ich Sternschnuppen sah. Es waren schlichtweg zu viele. Der Einfachheit halber gab ich ihnen stattdessen Namen von Freunden und Verwandten, denen ich damit Glück wünschte.

Früh morgens bei Sonnenaufgang wanderte ich über die scharfen Kämme der noch kalten Sanddünen und wagte kaum, die vom Wind so perfekt gestalteten Sandreliefs durch meine Fußstapfen zu zerstören. Tief beeindruckt von der kargen Landschaft, die tagsüber vom glei-



Jordanien: Camp in den weichen Wanderdünen einer Sandwüste.

henden Sonnenlicht in harte Schwarz-Weiß-Kontraste zerschnitten wurde, setzte ich meine Empfindungen in einen Zyklus von Scherenschnitten um. Am Straßenrand gefundene Nummernschilder mit geheimnisvollen arabischen Schriftzeichen wurden zu Zeichenuntergründen, auf die ich Skizzen aus meinen Reisetagebüchern übertrug.

In Kairo gönnte ich mir eine erste lange Pause, denn ich fühlte mich angekommen in der Ferne. Von nun an ließ ich mir Zeit und hörte auf meine innere Stimme, die mir sagte, wann es Zeit wurde weiterzuziehen. Wenn mich morgens der vor dem Hotel anschwellende Verkehrslärm weckte, erlebte ich, wie der Dunst über dem Nil die Skyline aus Palmen und Wolkenkratzern zu Silhouetten werden ließ, die mich an Theaterkulissen erinnerten. Beim Besuch der nahe gelegenen Pyramiden von Gizeh beeindruckten mich am meisten die Ockertöne des Wüstensandes, von dem die antiken Bauten umgeben waren. Nach Verlassen der Metropole geriet ich bald in eine Passatwindzone. Kontinuierliche, starke Luftströme wehten dem Äquator zu. So konnte ich an einem Tag bei genialem Rückenwind trotz meiner schweren Fuhre sogar 200 Kilometer zurücklegen. Durch atemberaubende Landschaftsformationen aus Sand und Stein mit beschwerlichen Passagen, in denen die Felgen des Rades im Tiefsand versackten, erreichte ich schließlich Schwarzafrika. Nach Überquerung des Äquators bestieg ich zum ersten Mal auf dieser Reise ein Flugzeug, um nach Indien überzusetzen.

Indien – Aquarelle am heiligen Fluss

In der indischen Hitze musste ich meinen Tagesablauf den klimatischen Gegebenheiten anpassen. Bei Einbruch der Morgendämmerung, bevor das Thermometer die 40 Grad-Marke überschritt, versuchte ich, so weit wie möglich zu kurbeln. Tagsüber dann war ich gezwungen, lange Stunden im Schatten auszuharren. Erst am Abend war körperliche Anstrengung noch einmal für ein bis zwei Stunden möglich.

Während einer dieser täglichen Hitzepausen kam mir in der flirrenden Luft ein berittener Arbeitselefant entgegen. Der in ein leuchtend blaues Gewand gekleidete Reiter grüßte gelassen und dirigierte das riesige Tier zum Straßenrand. Hier riss der graue Koloss Büschel aus der Grasnarbe, klopfte die Erde sorgfältig mit dem Rüssel an seinen Beinen ab und stopfte sich das Grün anschließend geschickt ins Maul.

Auf dem Weg durchs Land faszinierten mich am meisten die quirligen, abgelegenen Kleinstädte. Durch die engen Hauptstraßen drängten sich Ochsenkarren auf massigen

Holzrädern, Motor-Rikschas, Pferdekutschen und Mopeds, die oft mit bis zu fünf Personen besetzt waren. Durch dieses Gewühl schritten unbeeindruckt von dem Trubel Wasserbüffelherden und Kühe gemächlich dahin. Affen balancierten geschickt über Mauern und hangelten sich an den Gebäuden hinauf.

Inzwischen hatte ich gelernt, wie ich am schnellsten auf meine Frage nach dem Weg eine zuverlässige Antwort bekommen konnte: Alle jungen, bebrillten Männer in weißen Hemden auf dieser Welt sprechen ein zumindest passables Englisch und besitzen auch Ortskenntnisse, die über die Seitenstraßen ihres Stadtbezirkes hinausreichen. So fand ich kleine Hotels an unspektakulären Orten, in denen ich mich für ein paar Tage zurückziehen konnte, um in dieser Abgeschiedenheit Skizzen aus meinen Notizheften in mittelformatige Reiseaquarelle umzusetzen. Ich genoss den Luxus, in den ganz normalen Alltag fremder Kulturen eintauchen zu dürfen.

Irgendwann erreichte ich Varanasi, die uralte Pilgerstadt am Ufer des heiligen Flusses Ganges. Für die 900 Millionen Hindus hat sie die gleiche religiöse Bedeutung wie Rom für die Christen oder Mekka für die Moslems. Täglich schaute ich beeindruckt dem mittelalterlich anmutenden Treiben zu. Ob es die heiligen Kühe waren, die sich inmitten

des Straßentrubels niederlegten, die Schlangenhändler in den Seitengassen oder der im Straßenstaub praktizierende Zahnarzt, der mich zwischen dem Zähneziehen zum Tee einlud. Ich wunderte mich jeden Tag aufs Neue über den Alltag in Indien. Schließlich lernte ich sogar einen wohlhabenden Seidenhändler kennen, der eine Ausstellung meiner Reiseaquarelle in der heiligen Stadt am Ganges ermöglichte, die durch den Bürgermeister eröffnet wurde.

Auf dem Weg in den Himalaja hatte ich ein etwas flaes Gefühl im Magen, denn die starke Beanspruchung meiner Ausrüstung in den Monaten der Reise hatte arge Spuren hinterlassen. Verirrte Sandkörner der Sahara unter dem Kameradisplay waren halb so schlimm. Auch der defekte Batteriefachverschluss und die permanent leeren Akkus, die die extreme Hitze Indiens nicht vertragen hatten, waren zu verkraften. Doch dass ich die Gänge am Fahrrad nur noch mittels Gewalt einlegen konnte, fand ich schon etwas bedenklich angesichts der Tatsache, dass ich auf dem Weg ins höchste Gebirge der Welt, den Himalaja, war. Als ich schließlich Wochen später in Kathmandu, der Hauptstadt Nepals, eintraf, ließ ich das gesamte Rad überholen, bevor ich nach Bangkok weiterflog, wo ich Ersatzteile für meinen Benzinkocher und hochwertigen Aquarellkarton auf dem Hauptpostamt abholte.



Indien: Türkis war für mich die Farbe des märchenhaften Subkontinents.



Türkei: Fasziniert hörte ich den Muezzin von den Minaretten in Istanbul rufen.



Oft skizzierte ich Menschen und ließ sie ihren Namen aufschreiben, statt sie zu fotografieren.



• Malaysia: Nachtlager im Dschungel unter Kokospalmen.

Südostasien – zwischen Affenhorden im Tropenschungel

Für meine nächste Etappe kaufte ich in Thailand eine Südostasien-Landkarte, die der Größe eines Bettlakens entsprach. In den nächsten Wochen würde ich mich auf ihr täglich ein bis zwei Zentimeter, immer am Südchinesischen Meer entlang, bis nach Singapur hinunterhangeln.

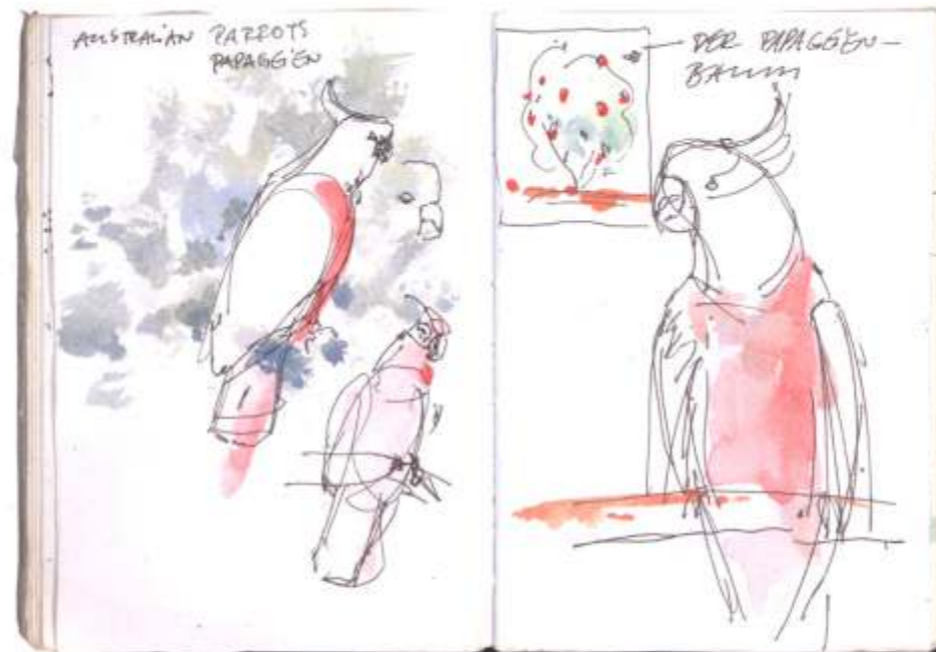
Vom Monsunregen überrascht, hatte ich Schwierigkeiten, einen trockenen Zeltplatz zu finden. Wenn ich nachts im Zelt lag, krachten über mir oft die Äste, weil Affenhorden durch die Baumkronen des Dschungeldickichts tobten. Winzige Amei-

sen sammelten sich sofort zu einem dichten Knäuel, wenn sie etwas Fressbares witterten. Selbst die Außenseite meiner Speiseölflasche war für sie eine unwiderstehliche Leckerei. Wo abends nur vereinzelte Plagegeister krabbelten, entstanden über Nacht richtige Ameisen-Highways samt Untertunnelungen aus dem modrigen Tropenwald zum Zelt. Mit Insektenspray versuchte ich sie mir einigermaßen vom Leibe zu halten, wenn sie mich zu Hunderten piesackten. In Malaysia erlebte ich dann oft, wie Ratten ungeniert durch Internetcafés hüpfen und lautlos wie Schatten die Wände hinaufhuschten. Niemanden schien das zu stören, nur ich zuckte jedes Mal zusammen. Am Nachmittag des 30. Juli 2007, ein Jahr nach meinem Aufbruch in Deutschland, stempelte mir eine nette, attraktive Grenzbeamtin endlich den zwanzigsten Einreisestempel in meinen inzwischen arg mitgenommenen Reisepass,

und ich war im kleinsten Staat Asiens, in Singapur. Danach wurden Passagierschiffe für Wochen neben dem Fahrrad mein Fortbewegungsmittel durch das indonesische Inselreich. Hunderte Lastenträger drängten hinter mir, als ich mit einem Ticket für die dritte Klasse in der Hand mein beladenes Rad das Fallreep der „KM.TATAMAILAU“ hinaufzerrte. Knoblauch- und Zwiebel-säcke, Ananaskisten und Trinkwasser wurden gebunkert. Fliegende Händler boten lautstark gekochten Reis und abgepacktes Trinkwasser an. Zwiebeln schälende Frauen scherzten zu mir herüber. Zwei Hähne krächten unter einer Bank um die Wette. Obwohl ich selbst täglich mehrere Zehen aß, stieg mir der strenge Geruch einer Knoblauchwolke in die Nase, als ich die schlafsaalähnliche Kajüte betrat, die ich nun für ein paar Tage mit zweihundert Asiaten teilte.

Auf Timor, der letzten Insel vor Australien, versuchte ich eine Yacht zu erwischen, die mich mit auf den nächsten Kontinent nehmen würde. Nach Tagen des Wartens entdeckte ich einen Katamaran in der Bucht. Nach kurzem Gespräch mit dem Skipper John war mir klar, dass der Alleinsegler ein ebenso eingefleischter Individualist war wie ich und höflich mit Ausflüchten versuchte, mir nicht direkt sagen zu müssen, dass er ohne Begleitung weiter zur nordaustralischen Küste segeln wollte. So setzte ich schließlich mit einem kleinen zweimotorigen Propellerflugzeug auf den Inselkontinent über.

••• Indonesien: Bauern bei der Arbeit in den Bananepflanzungen.



Australien – In der Einsamkeit des Outbacks

Da die Australier für ihre fast schon paranoide Angst vor der Einschleppung von Seuchen und Krankheiten in ihr Land bekannt sind, hatte ich das Mountainbike gründlichst gereinigt, um bei der Ankunft nicht zurückgewiesen zu werden. Mit routiniertem Griff tastete ein Einreisebeamter zielsicher die kritischen Stellen unterhalb des Fahrradrahmens ab, befand es für sauber und ließ mich passieren.

Auf dem kleinen, aber sehr modernen Flughafen von Darwin, der Provinzhauptstadt der Nördlichen Territorien, fiel mir sofort auf, dass ich seit langem nicht mehr von so vielen weißen Menschen umgeben war. Eine freundliche Dame an der Touristeninformation empfahl mir, wegen der Hitze den Shuttlebus in die Innenstadt zu nehmen, der auch das Fahrrad transportieren würde. Als ich dankend ablehnte, riet sie mir, vor dem Radeln viel zu trinken. Über so viel Fürsorge musste ich schmunzeln. So etwas war mir bei meiner Ankunft in Bombay oder Bangkok nicht passiert.

Auf meinen Wunsch hin buchte sie mir per Internet den preisgünstigsten Schlafplatz im Viermannzimmer einer Herberge. Preisgünstig hieß hier, dass die Gummimatte auf dem Doppelstockbett fast das Zehnfache meines indonesischen Hotelzimmers kos-

tete. Zwei Tage lang ignorierte ich die hohen Preise und genoss den Luxus der westlichen Welt, den ich in Asien vermisst hatte.

Schon zu Beginn meiner Tour hatte ich geplant, eine Etappe per motorisiertem Zweirad zu reisen. Dies verwirklichte ich nun im endlos großen, menschenleeren Australien, kaufte mir ein Motorrad und durchquerte damit das Landesinnere. In Melbourne holte ich mein Fahrrad wieder von der Spedition ab und setzte meine Fahrt nach Sydney aus eigener Kraft fort.

Entlang der Küste konnte ich ab und an von der nervigen Hauptverkehrsstraße auf ruhige Nebenstrecken ausweichen. So radelte ich für einige Zeit auf einer stillgelegten Eisenbahntrasse zwischen Wolken von ockerfarbenen Schmetterlingen hindurch. Bunte Sittiche flatterten vor mir von Busch zu Busch. Wenn ich abends an zugewachsenen Feldwegen mein Zelt aufbaute, protestierten laut krächzend die Kakadus in den Bäumen.



••• Australien: Papageien schlugen Krach, wenn ich in ihrem Revier mein Zelt aufstellte.

Noch zahlreicher als das australische Wapentier, das Känguru, sind auf dem Fünften Kontinent die Fliegen. Ihre Flugkurven verarbeitete ich in einigen meiner Zeichnungen als signifikantes Zeichen des roten Kontinents. Da ich mich auf der Südhalbkugel der Erde befand, herrschten zur Weihnachtszeit hochsommerliche Temperaturen. Um vom Trubel an den Küstenorten verschont zu bleiben, zog ich mich auf eine einsame, bewaldete Landzunge zurück, die den Pazifik von einem See trennte. Aus angeschwemmten Brettern entstanden provisorische Möbel, auf denen ich aß und zeichnete. Das Essen kochte ich auf dem offenen Feuer und buk mir anschließend auf der Glut Fladenbrote. Eidechsen sonnten sich zwischen meinen Füßen, wenn ich vor dem Zelt saß und malte. Mir wurde klar, dass ich in dieser Abgeschiedenheit aufgrund meines Transportmittels und der wenigen Dinge, die ich mit mir führte, wieder einmal an einen der wenigen Orte dieser Welt gelangt war, wo ich keine Motorengeräusche hörte, mir niemand das Feuer machen verbot und ich keine von Menschenhand geschaffenen Betonklötze ansehen musste. Nach den Wochen in der Einsamkeit des Outbacks kam mir der anschließende Flug von Sydney nach Südamerika vor, als würde man mich durch Zeit und Raum beamen. Unfassbar schnell ging es durch zehn Zeitzonen und sogar über die Datumsgrenze.



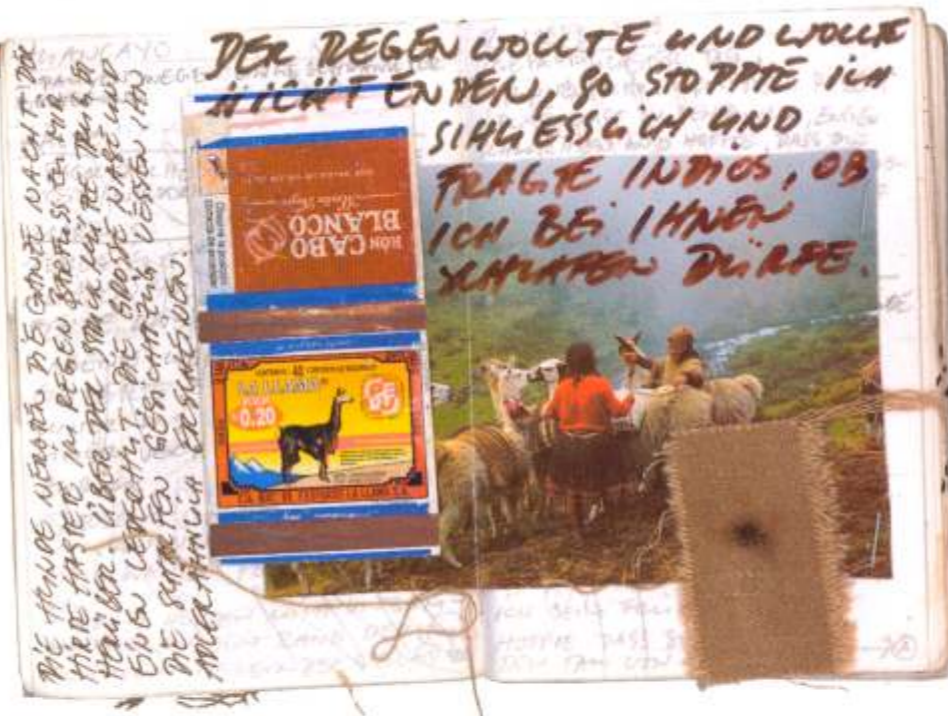
• Schon bald nach Sonnenaufgang wurde es unerträglich heiß im Outback.

Südamerika – Balanceakt auf den Höhenzügen

Am Rande von La Paz, auf dem zweithöchsten Verkehrsflughafen der Erde in einer Höhe von 4.200 Metern gelandet, nahm ich mein Fahrrad in Empfang und suchte mir eine Ecke, um das Bike wieder fahrbereit zu machen. Ein bolivianischer Polizist ging mir dabei zur Hand. Auf diese Art mit ihm quasi ein Team geworden, bat ich ihn, das gepackte Rad zu bewachen, um mich auf der Herrentoilette umzuziehen. Als ich wieder zurück kam, fragte er mich, auf das Mountainbike zeigend: „¿Cuanto cuesta?“. Obwohl ich kein Wort spanisch sprach, ahnte ich, was er von mir wissen wollte, konnte jedoch nur den Europreis meines Fahrrades auf einen Zettel schreiben.

Um mich an die dünne Hochgebirgsluft der Anden zu gewöhnen, blieb ich ein paar Tage in La Paz, der größten Stadt Boliviens. Ich mietete mir ein Zimmer unterm Dach, ließ mir einen Holzstuhl und einen Tisch auf das Zimmer bringen und aquarellierte. Die Notwendigkeit zum genauen Hinsehen beim Malen und das langsame Reisen per Fahrrad gaben mir die Möglichkeit, mich lange und deshalb intensiv mit Fremdem auseinanderzusetzen. Sehr bewusst hatte ich mich bei der Reise auf die aller-

Papier- und Stoffreste wurden zu stimmungsvollen Materialcollagen in Südamerika.



notwendigsten Dinge beschränkt, um mich auf fremde Landschaften, Kulturen und Menschen einlassen zu können und nicht abgelenkt zu werden.

Auch auf dem Weg, der mich durch die Anden nach Norden führte, entschied ich vieles intuitiv und vermied einen strikten Zeitplan. So dirigierte ich meine Fuhre Meter für Meter zu den Gebirgspässen hinauf, und um nicht im losen Geröll zu stürzen oder gar über die ungesicherten Abhänge zu rutschen, balancierte ich das Gefährt die steilen Höhenzüge ebenso vorsichtig wieder hinunter.

Als ich mich einmal im Zeitlupentempo, konzentriert wie ein Artist in den Pedalen stehend, für Stunden lautlos einen Pfad hinunterhangelte, erblickte ich am Rande einer wassergefüllten Senke ein Hirtenmädchen völlig selbstvergessen am Ufer spielen. Ringsherum war es absolut still, und sie war so in ihre Beschäftigung vertieft, dass sie mich nicht bemerkte. Die kristallklare Bergluft war trotz des strahlenden Sonnenscheins angenehm kühl und erlaubte einen unendlich weiten Blick über die baumlosen Höhen. Da die Akustik im Talkessel der eines Amphitheaters glich, hörte ich deutlich,

wie die entfernt stehenden Kühe mit ihren rauen Zungen das Gras rupften. Selbst die sich auf dem satten Grün sonnenden Hütehunde, die mich längst gewittert hatten, kamen nicht kläffend auf mich zugestürzt, sondern hoben nur träge ihre Köpfe. Für Momente hielt ich inne und genoss dieses Bild einfacher, reiner Harmonie, bevor ich vorsichtig, jedes störende Geräusch vermeidend, tief berührt diesen friedvollen Ort verließ und weiter ins Tal hinabfuhr.

Im Laufe der Zeit hatte ich meinen ganz individuellen Reiserhythmus gefunden. Als Alleinreisender hatte ich die Freiheit, jederzeit anzuhalten, wenn ich an der Strecke etwas Interessantes entdeckte, um es als Skizze oder Satzfragment in selbst gefertigten Notizheften zu notieren. Ich genoss es, keine Sehenswürdigkeiten abzuhaken und bemerkte, wie selbst meine Kamera mehr und mehr zum elektronischen Skizzenbuch wurde, auf dessen Bildschirm ich oft nur noch die Proportionen von Zeichenmotiven überprüfte, bevor ich sie wieder löschte. So reiste ich auf den Schotterpisten im rauen Gebirgsklima immer weiter Richtung Norden. Ab und an überbrückten Nachtbusse Teilstrecken, bis ich schließlich die kolumbianische Karibikküste erreichte.



Bolivien: In La Paz beeindruckten mich die Marktfrauen mit ihren Hüten.



El Salvador: In den Tropen malte ich meine bald bevorstehende, letzte Reisetappe durch Deutschland.

Karibik – Kokospalmen am weißen Strand

Eine kühle Morgenbrise wehte salzige Seeluft durch die silbergrau glänzenden Wolkenkratzer der Skyline Cartagenas. Die von schattigen Kokospalmen umsäumten Apartmentblocks der kolumbianischen Oberschicht zogen an mir vorüber, als die vierzig Meter lange amerikanische Hochseeyacht „Mystic Wind“ aus dem Hafenbecken steuerte.

Endlich ging es in die Karibik! Der Wind zerzauste mir das Haar, und lang entbehrte Rockmusik dröhnte aus den Bordlautsprechern. Ein Gefühl von Freiheit und Abenteuerromantik durchströmte mich.

Ein paar Stunden später sah ich die Welt auf dem offenen Meer mit anderen Augen. Ein Sturm peitschte weiße Gischt über das Steuerhaus. Mir war speiübel geworden bei dieser endlosen Karussellfahrt. Wie ein Kleinkind taperte ich über das schwankende Deck und langte unsicher nach den Halteleinen, um nicht über Bord geschleudert zu werden. Wie eine haushohe Wand stand das dunkle Wasser oft bedrohlich neben uns. Harte Wogen krachten an den Doppelrumpf des Katamarans, und ich wurde seekrank.

Erst als es mir wieder besser ging, konnte ich die kraftvolle See genießen. Das grünblaue Wasser war von unbeschreiblicher Reinheit – wie flüssiges Glas. Ich holte meine Farben aus der Ka-



In der Karibik begegnete ich selbstbewussten Inselbewohnerinnen.



Karibikfrauen auf den Sam Blas-Inseln vor Panama, April 2001

jüte. Die wenige Zeit, die ich hatte, den bewegten Ozean auf den Zeichenkarton zu bannen, sorgte wie von selbst für einen lockeren Pinselstrich. Manch Klecks überschwappenden Seewassers fügte sich stimmungsvoll in die Farbskizzen ein.

Nach Tagen ohne Land in Sicht steuerten wir die Segelyacht schließlich durch Korallenriffe und ankerten im türkisfarbenen Wasser vor einer winzigen Insel, die einem Reisebüro-Poster entnommen zu sein schien. Ihren strahlend weißen Sand konnten meine Augen nur mit Sonnenbrille genießen. Kokospalmen neigten sich malerisch zum Wasser. Vom Beiboot aus sah ich die dunklen Schwingen eines Rochens in ruhigen Bewegungen rhythmisch an der Wasseroberfläche vorübergleiten. Die wenigen Bewohner der Insel waren vom Volke der Kuna – sehnige kleine Menschen, die vom Fischfang lebten. Die Frauen trugen farbige Perlenbänder um die Waden und Unterarme. Der Gesichtsschmuck bestand aus goldenen Ringen, die durch ihre Nasen gezogen waren.

Nachdem ich meinen Einreisestempel erhalten hatte, ging ich am nächsten Morgen auf panamaischem Festland von Bord und durchradelte am selben Tag den gesamten amerikanischen Kontinent vom Atlantik zum Pazifik. Die Strecke verlief parallel zum Panamakanal, an dessen Schleusen ich später beobachten konnte, wie

Hochseefrachter auf dem Weg von Asien nach Europa die schmalste Stelle des Doppelkontinents passierten.

Während des Radelns durch die Länder Zentralamerikas stellte ich an vielen Einzelheiten fest, dass die Reise ihrem Ende zuging. Mein Daunenschlafsack war arg verschlissen, sodass die umherfliegenden Federn das Zelt morgens wie das Innere eines Hühnerstalls aussehen ließen. Der Reisepass war abgeledert und quoll vor Einreise-, Ausreise- und Visastempeln fast über. Vor allem aber begann ich mich hier in den Tropen nach der Kühle des Nordens zu sehnen. Alte Mangobäume, die einen schlammigen Pfad säumten, erinnerten mich an die Kastanienallee, die früher Teil meines Schulweges gewesen war. Wie sahen eigentlich Linden aus? Ich war so lang fort, dass ich es mir gar nicht mehr recht vorstellen konnte. In einem Internetcafé druckte ich die Strophen des Volksliedes „Am Brunnen vor dem Tore“ aus. Ich heftete die Zeilen an meine Lenkertasche und summt die Melodie während der Fahrt durch Bananenplantagen und Ananasfelder vor mich hin. In mir entstand ein Bild der Rückkehr. Ich stellte mir vor, wie ich auf den letzten Kilometern der Reise die Kirchturmspitze meiner Heimatstadt zwischen dem Laub der Bäume erblicken würde. Ein Vorteil am Malen ist, dass man innere Bilder visualisieren kann. So entstand das Aquarell „Mecklenburger Feldweg“ irgendwo mitten in Zentralamerika als vorausseilende Darstellung meiner Heimkehr.